Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **19 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 7. Mai 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 18

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt

Ein Staat unter Mutterrecht
Frauen in Kirchen-, Schul- u. Armenpflege
Die Königin von England
Was sagt die Leserin?
Aufbauarbeit der jüdischen Frauen in Palästina II.

Wochenchronik

Inland.

Die nationalrätliche Kommission hat das **Ordnungsgesetz** behandelt. Gegenüber der ständerätlichen Fassung wurden nur wenig Aenderungen vorgenommen bis auf die Dringlichkeitsklausel, die entgegen dem Ständerat mit 8 gegen 6 Stimmen abgelehnt wurde.

Sehr interessiert es uns Frauen, daß das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement dem Bundesrat Botschaft und Gesetzesentwurf für die **Erhöhung** des **Mindesteintrittsalters** der Kinder ins Erwerbsleben von 14 auf 15 Jahre eingereicht hat. Wir forderten dies Postulat schon lange, und zwar nicht der Arbeitsmarktentlastung willen, wie dies für die Wirtschaft vor allem maßgebend ist, sondern besonders aus gesundheitlichen und erzieherischen Gründen.

Um wieder einmal vom Finanziellen zu reden: Die **Jahresrechnung** der **SBB.** ergibt ein Defizit von 62,7 Millionen, ein Beweis, welch schweres Jahr hinter uns liegt. Doch hat sich, ein deutlicher Reflex der wirtschaftlichen Wiederbelebung die rückläufige Bewegung im letzten Quartal ganz bedeutend verlangsamt. Gegenüber dem Vorjahr betrug der Rückgang der Transvorteinnahmen im 1. Quartal 7,7 Prozent, im 2. und 3. Quartal je 11,2 Prozent, im 4. Quartal dagegen nur noch 0,6 Prozent, wobei im Dezember schon die Einnahmen diejenigen des Vorjahres übersteigen.

Hingegen hat sich die **steuerliche Belastung des Tabaks** und des **Bieres** durch die starke Steigerung der Rohstoffpreise als sehr drückend erwiesen. Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft der Tabakindustrie kamen in einer gemeinsamen Eingabe um Ermäßigung der Steuer ein, da ein Großteil der Zigarrenindustrie bei den heutigen Preisen nicht mehr auf ihre Rechnung komme. Auch in der Brauereiindustrie sind die Rohstoffpreise ganz erheblich gestiegen, so daß auch hier die Belastung drückend wird, und man fürchtet, von einer Ueberwälzung auf das Publikum nicht Umgang nehmen zu können. Vorderhand soll es jedoch — bis die neuen Preise zu übersehen sind — bei den alten Ansätzen bleiben.

Aus den **Kantonen** ist einmal die Glarner Landsgemeinde vom letzten Sonntag zu erwähnen, die als wesentlichstes die Subventionierung der linksufrigen Walenseestaßstraße mit anderthalb Millionen beschloß (womit ein lang umstrittenes wichtiges Straßenbauprojekt nun endlich abgeklärt ist; sodann die Kantonsratswahlen in Graubünden, die den Demokraten (Gadient) auf Kosten der übrigen Parteien einen Zuwachs von 5 Sitzen brachten; weiter das Zustandekommen eines sozialistischen Referendums im Kanton Genf gegen das vom Großen Rat genehmigte Antikommunistengesetz, sowie nun auch im Kanton Waadt die Einreichung einer Initiative für ein ebensolches Gesetz.

Und schließlich sind leider noch weitere **Angriffe** auf das **„Doppelverdienertum"** zu „buchen": Der Staatsrat des Kantons Wallis beschloß kürzlich, den verheirateten Lehrerinnen den Schulunterricht zu verbieten, sofern das Einkommen ihres Mannes 2000 Fr. (!) übersteige. Auch der Gemeinderat der Stadt Bern unterbreitet dem Stadtrat einen Beschluß: Ehegatten von Gemeindefunktionären und Lehrkräften, die einen dauernden Jahresverdienst erwerben, sei für die Stadt Bern die Arbeitsausübung so lange zu verbieten, als eine erhebliche Arbeitslosigkeit bestehe.

Ausland.

Im Mittelpunkt des Interesses stand letzte Woche die grausame **Zerstörung** des baskischen Städtchens **Guernica** durch im Dienste General Molas stehende deutsche Flugzeuge. Die „Times" berichtete, daß die Bombardierung so planmäßig erfolgte, daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen sei, die deutschen Flugzeuge hätten eine systematische Strategie ausprobieren wollen. In England und Frankreich wallte eine Welle der Entrüstung auf, umso mehr, als Mola bereits gedroht hatte, auch Bilbao dem Erdboden gleich zu machen. Im englischen Unterhaus kam es zu wiederholten Anfragen über den wahren Sachverhalt, Eden erklärte das tiefe Bedauern der englischen Regierung, die bereits Mittel und Wege zur Verhinderung einer Wiederholung „solch bedauerlicher Zwischenfälle" prüfe. Wohl dementierte die Franco-Regierung die Darstellungen der „Times", aber der Umstand, daß Eden im Unterhaus von diesem Dementi keine Notiz nahm, läßt wohl daraus schließen, daß die Darstellungen der „Times" richtig waren. Um nun die Einwohner Bilbaos vor dem gleichen Schicksal zu bewahren, beschloß die baskische Regierung die Evakuierung. Sie gelangte dabei an die britische Regierung um deren Unterstützung. Diese hat nun ihre Kriegsschiffe angewiesen, die Evakuierungsschiffe auf hoher See zu beschützen. In der deutschen Presse hagelt es nun Angriffe auf England, es verbreite Greuelnachrichten zugunsten seiner eigenen Aufrüstung.

Der **Widerhall** über die **Venediger Zusammenkunft** tönt immer noch nach. In England und Frankreich verhehlt man sich keineswegs die Gefahr des gegenwärtigen Drucks auf Oesterreich, des offensichtlichen Bestrebens Italiens und Deutschlands, die Kleine Entente auseinander zu brechen, damit die Tschechoslowakei völlig zu isolieren und so der Neugestaltung eines selbständigen Donauraumes entgegen zu arbeiten. Man spricht davon, daß die Westmächte nächstens eine deutliche Erklärung für Oesterreichs Unabhängigkeit erlassen würden. Daß von dieser Seite her Oesterreich und der Tschechoslowakei der Rücken gestärkt wird, geht aus einer Rede Schuschniggs am 1. Mai vor der Vaterländischen Front in Wien hervor, in der er zum Schlusse sagte: „Wir lassen uns nicht düpieren", wie auch aus kürzlichen offiziösen Aeußerungen tschechoslovakischer Minister, die offen den Plan eines neuen Mitteleuropa propagieren. Also gegen ein ev. Aufgeschlucktwerden Oesterreichs durch die beiden angrenzenden Großmächte wie auch gegen eine Isolierung der Tschechoslovakei bestehen starke Widerstände.

Es ließe sich aber auch eine andere Wendung denken: Gegenwärtig ist der **österreichische Bundespräsident** in Begleitung Schuschniggs in **Budapest**, der deutsche Außenminister **Neurath** in **Rom** zu Besuch. Die gegenseitigen Tischreden hier wie dort klingen eher auffällig. In Budapest sprach man von der Schicksalsverbundenheit der beiden Länder und betonte wiederum die Wichtigkeit der Zusammenarbeit mit Rom und Berlin. In Rom versicherte man sich gegenseitig, die gegenwärtige Politik in einem wahren und aufrichtigen Friedensgeiste fortsetzen zu wollen; Schwierigkeiten und Gegensätzlichkeiten könne es keine geben, die bei gutem Willen nicht zu überwinden wären. Hier wie dort klingt — wenn man nur Vertrauen haben könnte — etwas mit, was nach verständnisvoller Zusammenarbeit eines **großräumigen Mitteleuropa**-Deutschland, die Donaustaaten, — aussehen könnte. Ja es heißt, daß Italien und Deutschland im Begriffe stünden, den Westmächten Friedensgarantien hinsichtlich der Neuordnung im Donauraum anzubieten, denn diese Fragen wie auch die kolonialen und industriellen, böten nicht genügend Grund zu einer internationalen Spannung, die Europa jeden Tag in Brand stecken könnte.

Tag der Mütter

E. B. Hat wohl das Fehlen des Geistes der Mütterlichkeit im Leben der Völker, hat die Sehnsucht, daß mütterliche Kräfte all-liebend den Sieg davon tragen möchten über die all-zerstörenden Mächte, denen wir uns so weitgehend ausgeliefert wissen, Anlaß gegeben, daß der Muttertag sich überall eingebürgert hat? —

Wir wissen es nicht mehr genau, ob vor zirka 20 Jahren die Verbände der Blumenhändler, Konditoren und anderer Geschenklieferanten allein es waren, die sich bemühten, daß der in Nordamerika, dann auch in Oesterreich aufgekommene Brauch sich bei uns festhaft mache. Bestimmt waren diese der besten Mütter bei uns dagegen und auch in den Kreisen der sozial Arbeitenden waren die Meinungen sehr geteilt. — Nun, er kam dann doch, der Muttertag — und nun ist es schon Sitte, daß er wie Ostern, Bettag u. a. als festgesetzter Tag mit bestimmten Vorzeichen im Kalender steht. Ursprünglich einer Verbrüderung von Erwerbsgeist und Sentimentalität sein Dasein verdankend, ist der Muttertag heute im Begriff, ständige Institution zu werden.

Muttertag! Eine Gelegenheit, höchst oberflächlich und gedankenlos mit einer schenkenden Geste zu quittieren, was unbezahlbar ist: Mutterliebe. Ebenso wohl aber auch Gelegenheit, einen Sonntag mit besonders netten oder auch wirklich feinen und tiefen Gedanken zu begehen: mit der Besinnung auf Wesen und Leistung der Mutterschaft; auf alle Bindung und Beziehung, die Mutterschaft, auch geistige Mutterschaft allen bringen kann. Und Gelegenheit, Gutes mit Gutem zu vergelten.

„Muttertag" ist ein Schlagwort geworden. Man denkt an Blumen, Kuchen, freundliches Gratulieren. Frohe Kinder werden zu eifrigen Festordnern, angegraute Häupter machen nette kleine Besuche bei alten Eltern. In Bitterkeit wird sich da und dort ein Einsamer, ein Verkürzter besonders stark seiner Entbehrung bewußt. Und dort, wo alle Tage Mutterlag ist, wo Mütter täglich Liebe geben und bekommen, da wird dieser Tag auch wohl einfach — vergessen werden.

Es fällt uns schwer, heute nur freudigen Herzens der hohen Bestimmung zu gedenken, welche der Frau durch Mutterschaft zugewiesen ist. — Die mütterlichen Kräfte der Erde lassen im Rhythmus der Jahreszeiten „naturgemäß" die Früchte der Erde reifen, Same fällt und entfaltet sich, aus Blüte wird Frucht und die Größe der Ernte hängt vom Walten der Natur ab, Welken und Sterben steht unter ihren ehernen Gesetzen. Auch die mütterlichen Kräfte der Frau sind eingebaut in natürliches Geschehen: Zeugen, Gebären, Sterben geschieht überall, wo Menschen leben. Was uns aber sondert von Pflanze und Tier, sind die Gaben des Geistes, das Wesen der Seele. Unsere mütterlichen Kräfte haben noch andere Ausdrucksform, verlangen nach einer Gestaltung menschlichen Zusammenlebens, in der die triebhaften Kräfte gewiß tätig sind, aber in Verbindung mit Vernunft; tätig zur Gestaltung eines Lebens, das sich dem Schöpfer verantwortlich weiß.

Mütterliche Kräfte drängen nicht allein durch die körperliche Mutterschaft zum Ausdruck, jede unmittelbar empfindende Frau ahnt etwas von den aufbauenden Gesetzen des Lebens

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

XXVI. Generalversammlung
8. und 9. Mai 1937 in St. Gallen
(Kleiner Tonhallesaal)

Tagesordnung:

8. Mai, 14.30 Uhr, Delegiertenversammlung: Jahresbericht, Rechnung, Anträge, Ferienkurs 1937, Diverses.
Teepause.
16.30 Uhr:
Hausfrau und Volkswirtschaft
Vortrag v. Hr. Dr. R. Just, Zürich, Mitglied der Eidg. Preiskontrollkommission.
20.15 Uhr: Feier des 25jährigen Bestehens der Sektion St. Gallen (im großen Tonhallesaal).

9. Mai, 7 und 8 Uhr, Messe in der Kathedrale.
9 Uhr, Protestant. Gottesdienst in der St. Laurenzenkirche, gehalten von Marianne Kappeler (Zollikon-Zürich).
10.15 Uhr: Oeffentl. Versammlung,
Ehrung von Lucie Dutoit
(E. Gourd, Genf).
Existenzsorgen unserer Mütter
Vortrag von Dr. Marg. Gagg-Schwarz, Bern.
Nachklänge von der Internat. Konferenz in Zürich
Kurze Eindrücke: Frieda Graf, Basel.
Jugendkommission des Weltbundes: Elisabeth Sulzer, Aadorf.
12.30 Uhr: Gemeinsames Essen (Tonhalle) zu Fr. 3.30.
14 Uhr; Fahrt nach Vögelinseck.

Anmeldungen für Freiquartiere und Eskarten bis 1. Mai an Frau Pfefferli, Speisergasse 11, St. Gallen.

Einladung

der Union für Frauenbestrebungen St. Gallen.

An die Mitglieder und Freunde des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht!

Die Union für Frauenbestrebungen St. Gallen schließt sich der herzlichen Einladung des Zentralvorstandes an und bittet Sie, recht zahlreich an der XXVI. Generalversammlung des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht und am 25-jährigen Jubiläum der Sektion St. Gallen teilzunehmen. Die St. Gallerinnen freuen sich, endlich oft genossene Gastfreundschaft erwidern zu dürfen. Eine stattliche Versammlung von Stimmrechtsfrauen ist auch in der Ostmark unseres Landes bestes Propagandamittel, ist Hilfe und Ermutigung für unentwegte Weiterarbeit.

Herzlichen Willkommengruß entbietet Ihnen:

Die Union für Frauenbestrebungen St. Gallen.

„Man muß an der Zukunft arbeiten, wie die Weber am Hochschaftstuhl an ihren Teppichen arbeiten: ohne sie zu sehen." Anatole France.

Lieder einer Einsamen

An meiner Harfe sind die Saiten gesprungen,
verstummt die Leder meiner Seele...
Ich sah deine Augen weit in die Ferne gerichtet
und wußte um deine Gedanken,
die Wege der Sehnsucht gingen.
Wußte, daß mich das Licht der Sonne verlassen
und das wachsende Dunkel der Niederung
würgend den heiligen Berg umschlang...
Ein brausender Sturm löschte ohne Erbarmen
die spendende Flamme in sternloser Nacht...

Umhüllt vom Staube der Einsamkeit
Träumt meine Harfe im Schweigen
und nichts mehr lebt
als mein trauriges Herz...
Schön sind die Lilien im Garten,
schön die dunklen Tannen im Walde,
die in den blauen Himmel ragen.
Doch das Leben ist leidvoll —
ein Brunnen von unergründlicher Tiefe
das Menschenherz —
und schwer die einsamen Nächte
wo du mit deiner Seele ringst...

Süß ist die Liebe,
die über uns stürzt
wie der Frühn im Frühling. —
Sei weise, o Mensch;
trinke die schäumende Gabe der Götter
und trage mit Würde den langen Gram,
den lachend sie über dich schütten werden;
denn besser ist wohl,
mit dem Leid der Liebe zu leben
als du stirbst
von der Herrlichen unberührt.

R. Weibel

Die Schönheit Chinas

Von Pearl S. Buck

Eines Tages, als mein Gärtnerkuli das Blumenbeet vor meinem Haus umharke, sagte ich zu ihm: „Wächtest du nicht einige Samenkörner haben, um Blumen in deinem Hof zu pflanzen?"

Er sah mich mißtrauisch an und tat einen kräftigen Spatenhieb. „Die armen Leute brauchen keine Blumen", antwortete er trocken. „Das ist eine Unterhaltung für die Reichen."

„Aber es wird dich nichts kosten", beharte ich. „Da, ich gebe dir Samen von verschiedenen Arten, und wenn die Erde deines Gartens zu karg ist, kannst du Dünger vom Haufen hinter dem Haus nehmen. Ich werde dir sogar Zeit lassen, dich damit zu beschäftigen, um deine Seele zu ergötzen!"

Aber mein Gärtnerkuli schüttelte den Kopf. Er war eine konservative Natur. Keiner seiner Ahnen hatte zum Vergnügen Blumen gepflanzt, und er konnte sich nicht vorstellen, daß er es anders halten solle. Uebrigens, was würde er mit diesen Blumen bloß anfangen? Er hielt inne, um einen Stein zu entfernen. „Ich werde Kohl pflanzen", sagte er abschließend.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die armen Chinesen alles, was sie besitzen, vom Standpunkt des Geldwertes aus betrachten. In einer Provinz im Innern des Landes, wo ich mich längere Zeit aufhielt, geschah es, daß ich die Frau eines Landwirtes fragte, auf welche Art sie den Geldüberschuß der in jenem Jahr außergewöhnlich gut gewesenen Ernte verausgabt oder angelegt hätte.

Die Frau lächelte. „Nun", sagte sie wie verklärt, „wir haben mehr gegessen..."

•

Wenn man chinesische Städte durchwandert, ist man betroffen von ihrer Häßlichkeit. Der Mangel jeglicher Hygiene, die Enge, die schmutzigen Straßen, die von Pusteln bedeckten Bettler, die räudigen Hunde, alles scheint dazu geschaffen, den Fremden abzustoßen. Ein Blick in die kleinen Läden, in die von Familienangehörigen wimmelnden Wohnungen, deprimieren um so mehr, als man den absoluten Primat des reinen Nützlichkeitsstandpunktes im Dasein überall verspürt. Trostlos leere Tische, Sessel, die nur dazu dienen können, den Mangel an Komfort zu verstärken, die Betten, die Schränke, der Unrat, alles ist in einem unwahrscheinlich winzigen Raum zusammengedrängt. Daraus ergibt sich für die Bewohner die völlige Unmöglichkeit der Sammlung, jedes Versuches, geistige Werte durch Schönheit auszudrücken.

Kürzlich bestieg ich einen Berg in der Provinz Kiang-St. Von dort oben betrachtete ich auf zehn Meilen in der Runde eine der anziehendsten Landschaften, die es gibt. Flüsse glitzerten in der Sonne, der Yangtse, der großartige gelbe Wasserweg, wälzte gemächlich seine kräuselnden Wellen dem Meer entgegen. Baumgruppen schmiegten sich eng um die kleinen Dörfer mit den Strohdächern. Die Reisfelder glichen Mierecken aus grünem Jade und erweckten durch ihre deutliche Zeichnung die Vorstellung der Quadrate eines Kreuzworträtsels. Trotzdem konnte ich das Land genau genug, um zu wissen, daß ich beim unvermuteten Betreten dieser angenehmen Landschaft verunreinigte Flüsse und an ihren Ufern unzählige erbärmliche, kleine Schiffe finden würde, die mit Matten bedeckt, den einzigen Zufluchtsort von Millionen schmutziger, unterernährter Wesen bildeten; daß diese anmutig hinter Bäumen versteckten Dörfer von Menschen und Fliegen wimmelten, inmitten eines zur Sonne stinkenden, faulen Unrats; und zuguterletzt, daß mich gelbe, abscheuliche Hunde knurrend empfangen würden. In der reinen, milden Luft ringsum würden die Häuser eng und fensterlos sein; dunkel wie Höhlen. Kinder krochen darin herum, verschmiert und ungekämmt, mit unbeschreiblichen Nasen, die mit keinem Lappen je in Berührung gekommen waren. Keine Blume, kein Eckchen Schönheit, das einer Menschenhand sein Entstehen verdankt, um dieses öde Dasein weniger niederdrückend zu gestalten. Selbst die kleinen Flecke Erde vor der Fassade der Häuschen würden als Dreschtennen verwendet werden und glatt und hart sein. Also, wo steckt die Schönheit Chinas? Nicht an der Oberfläche der Dinge, das steht fest. Und doch — muß ich nicht gestehen, daß ich gerade in diesem Land nach angestrengtem Suchen die seltensten Kleinodien der ewigen Schönheit fand? In diesem so zurückhaltenden, seit Jahrhunderten so indolenten Land, das sich so wenig darum kümmert was die Welt von ihm denkt?

China offenbart, oder besser gesagt, enthüllt sich nicht auf öffentlichen Plätzen oder in modernen Städten. Selbst in Peking, dem Treffpunkt aller Touristen des Fernen Ostens, sind die Dinge, die man sieht, nicht zu Nutz und Frommen der Cookreisenden gemacht.

Die Chinesen verstehen sich nur sehr wenig auf Reklame. Wenn man zum Beispiel eines der großen Seidengeschäfte von Hantcheou betritt, findet man eine dunkle, schweigende Halle mit unzähligen Fächern, vollgestopft mit Paketen oder sorgfältig zusammengerollten Stoffen, auf denen symmetrisch angeordnete Etiketten angebracht sind. Man sieht keine farbigen Auslagen, keine kunstvoll drapierten Stoffe, die den Kunden zum Gedaustgehen verführen, nichts, um die Kauflust anzureizen. Ein Verkäufer nähert sich, erkundigt sich nach den Wünschen des Eintretenden, wählt nachlässig ein halbes Dutzend Pakete oder Stoffe und reißt die Papierhülle herunter. Und plötzlich breitet sich die Pracht der Gewebe, aus denen königliche Gewänder angefertigt werden, vor den geblendeten Augen des Beschauers aus. Broschierter Atlas, schwere Samte, Seidenstoffe von prächtigem Atlas häufen sich auf dem Ladentisch. Man sollte meinen, daß eine Menge wunderbarer Schmetterlinge aus ihren farblosen Cocons schlüpfte. Hat man seine Wahl ge-

und fühlt sich ihnen verbunden und verpflichtet. Sie entsetzt sich ob der Macht, die heute den zerstörenden Kräften — nicht allein mehr den Naturkräften, sondern den durch den Erfindungsgeist des technikfreudigen Mannes aktiv gewordenen weiteren Zerstörungsmöglichkeiten — gegeben ist. Und sie trauert ob der Ohnmacht der mütterlichen Kräfte in einem Zeitalter, das einseitig von männlichen Impulsen aus seine Prägung erfährt. Ist es nicht so?

Wir denken an die zahllosen Opfer, Männer, Frauen, Kinder, die in Spanien durch Bomben zerrissen werden, heute — heute —. Wir denken auch an die jungen Soldaten ausländischer Mächte, die, nicht wissend um ihr Reiseziel, bestimmt werden, Entsetzen und Todesangst in Dörfer und Städte eines ihnen fremden Landes zu bringen. — Wir denken, um nur als Beispiel gerade etwas vom Tage zu melden, daß heute ein 12jähriges Mädchen vor Jugendgericht kommen und zu Zwangserziehung verurteilt werden kann, (es wurde dann von Danzig nach Dänemark gebracht, um der Strafe zu entgehen), weil es in einem Schulaufsatz über Sinn und Bedeutung des Muttertages geschrieben hatte:

„Heute ist Muttertag. Darum sollen wir unsere Mutter ehren. Ich ehre meine Mutter nicht nur am Muttertag, sondern an allen Tagen im Jahr. Der Muttertag ist eingerichtet worden, damit die Geschäftsleute gut verdienen. Man ehrt seine Mutter am besten, indem man gegen den Krieg kämpft, damit die Söhne der Mütter nicht durch Giftgas getötet werden."

Der Tag der Mütter! Er sei uns ein Tag des Nachdenkens. Ein Tag der Besinnung und der Frage: Wie können wir die mütterlichen Kräfte, die unserem Geschlechte zu eigen sind, besser noch einsetzen als bisher, um dem Leben zu dienen überall da, wo es ihrer bedarf. Viele Frauen wirken in ihren Familien und erleben voll Dank- und Glücksgefühl, daß ihre Mutterkraft lebendig sein darf. Wieder andere erleben ähnliches in sozialer Arbeit, im Sorgen für „geistige Kinder". Es gibt einen noch weiter gespannten Kreis, der unserer sorgenden und gestaltenden Kräfte bedarf: das Volk, der Staat. „Heroisches Leben" und Muttertum stehen nicht im Widerspruch. Leben schützen und erhalten heißt nicht Verweichlichung. Mütterlich walten heißt nicht, das „gefährliche Leben" ins Kleinbürgerliche verwandeln. Leben ist immer neues Wagen. Aber den mütterlichen Kräften ist vorbehalten, den kämpferisch-angriffigen Kräften des Mannes den Ausgleich zu schaffen. Dieser Ausgleich fehlt heute. Das ist nicht die Schuld Einzelner. Wir sind auf einem weiten und langen Wege. In langsamer und immer mehr zielbewußter Arbeit müssen wir unsere Kräfte kennen lernen, üben und stählen und ihnen den Raum schaffen, damit sie im Kräftespiel der Völker wirksam werden, mitschaffend am Bau einer Gesellschaft, die es lerne, im Frieden zu leben.

Ein Staat unter Mutterrecht

Ein englischer Reisender, Robert Foran, hat soeben ein Buch geschrieben „La vie en Malaisie" (Payot). Er besuchte an der Westküste Sumatras die sehr merkwürdige Bevölkerung der Menangkabau, die als die ältesten Eingeborenen des Archipels betrachtet werden. Im Folgenden entnehmen wir aus „Femmmes de Demain", was er über dieses matriarchalisch geleitete Staatswesen berichtet:

„Wir finden hier die sehr alte Institution des Mutterrechtes noch heute in vollkommener Form, wie sie sonst nirgends mehr erhalten ist. Die Touareg z. B. haben davon nur noch einige Züge behalten.

Die soziale Organisation der Menangkabau, ein Muster einer konservativen Einrichtung, ruht ausschließlich auf der verwandtschaftlichen Verbindung der Frauen, sowohl was die Erbfolge anbelangt als auch die Autorität im täglichen Leben.

Die Häuser sind nach einem einheitlichen Plan gebaut: Ein Haupthaus, dem jeweils verschiedene Flügel angebaut sind, die je nach Bedarf, wenn Töchter sich verheiraten, vergrößert werden. Das Ganze formt eine Sippschaftssiedelung, bestehend aus mehreren solcher Häuserkomplexe. Es bilden verschiedene Familien zusammen dann eine Sippe.

Die Kinder, der Mutter zugehörig, sind Eigentum ihrer Sippe, während der Vater für die Sippe ein Fremder bleibt. Heirat unter den Gliedern der gleichen Sippe ist verboten.

Der Mann kann Haupt einer Sippe oder Hüter der Güter einer Familie werden, wenn er solche Titel erbt durch die mütterliche Abstammung. Er kann aber keinerlei persönliche Entscheidungen treffen, ohne daß ein Familienrat zustimmt, dem alle Männer und Frauen der Sippe nach Erreichung eines gewissen Alters angehören.

Aus eigener Erfahrung berichtet dann der Verfasser des Reisebuches, daß die Männer bei den Menangkabau sehr höflich und anpassend seien, aber viel weniger aktiv als die Frauen, die beinahe alle Arbeit besorgen und denen die Männer eine gewissermaßen zeremoniöse Ehrerbietung bezeugen.

Das System scheint tatsächlich die Männer nicht gerade zur Initiative zu ermutigen. Aber es ist ein sehr solides System, wie es der Lauf der Jahrhunderte bezeugt und mit ihm auch die gemeinsamen Güter der Sippen, die eine Stabilität zeigen, wie sie nirgends sonst getroffen wird.

Vielleicht ist die größte Wohltat dieses Systems, daß die Prostitution absolut verhindert ist. Ein holländischer Beamter, welcher seit langer Zeit diesen Stamm aus großer Nähe kennt, versichert, daß es ausgeschlossen sei, eine Prostitutierte zu finden.

Seit mehreren Jahrhunderten bekennt sich dieses Volk zum mohammedanischen Glauben und die Knaben gehen vom 10. Altersjahre an in einen großen Tempel, wo sie die Sprüche des Koran lesen und schreiben lernen. —

Frauen in Kirchen-, Schul- und Armenpflege

Oft, wenn die Rede auf die Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben kommt, wird uns gesagt: „Nun ja, in Kirchen-, Schul- und Armenpflege, da könnte man allenfalls die Frauen mitarbeiten lassen, das sind Gebiete, in denen die Frau zuständig ist, lasse sie aber nur die Hände von der „großen Politik" weg. Sehen wir aber irgendwo eine Partei oder auch nur den Teil einer Partei, sehen wir sonst irgend eine Menschengruppe oder auch einzelne einflußreiche Bürger, die sich zum Ziele setzen, den Frauen den Weg in Kirchen-, Schul- und Armenbehörden frei zu machen. Nein, es müssen schon die Frauen selbst dazu sehen, daß ihnen die Möglichkeit, in dieser Form mitzuarbeiten, erschlossen werde. Hätten wir in allen Gemeinden nur etliche Frauen, die nicht ruhen wollten, ehe an ihrem Wohnort die Mitarbeit der Frau in diesen Behörden eingeführt ist, wir wären längst „in Amt und Würden".

In Kirchen- und Schulpflege sind in einigen Kantonen Frauen wählbar, in ganz wenigen Armenpflegen — und wie nötig wären sie gerade dort — arbeiten sie mit. Der Anfang ist gemacht, wenn die Frauen wollen, so werden sie trotz vieler Widerstände viel erreichen können. Voraussetzung ist natürlich, daß geeignete Frauen dann auch bereit sind, sich zu solchen Aemtern zur Verfügung zu halten.

Wie wichtig und richtig es ist, diese Arbeit zu tun, erkennen wir am besten, wenn wir Einblick bekommen in das Wirken von Frauen, die schon heute solche Arbeit als Kirchen-, Schul- und Armenpflegerin tun.

I.

Eine Kirchgemeinderätin

gibt uns im folgenden Einblick in ihre Aufgaben:*

Was eine Kirchgemeinderätin über ihre Pflichten, über Kirchengeschichte und -Entwicklung, Gesetze etc. wissen sollte, ist uns, als vor Jahren die Frauen zum erstenmale in dieses Amt gewählt wurden, in einem Kurs, veranstaltet von der Kirchenkommission des Bernischen Frauenbundes und durchgeführt von Herrn Dr. Rud. von Tavel, erklärt worden. Solche Kurse sollten von Zeit zu Zeit durchgeführt werden, auch für die Männer.

Als vor 6 Jahren die Frage an mich herantrat, ob ich die Wahl in den Kirchgemeinderat annehmen wolle, ist mir der Entschluß gar nicht leicht gefallen. Ich war mir voll bewußt, eine große Aufgabe, ich möchte sagen, eine Verantwortung zu übernehmen, denn ich glaube doch, daß die Kirchenkommission die Frauen nicht nur der Ehre halber an einer so exponierten Stelle haben wollte, sondern weil sie sich von der Mitarbeit der Frau in dieser Behörde, eine Neubelebung auf religiösem und sozialem Gebiet versprochen hat. Wenn aber eine Kirchgemeinderätin diese Aufgabe wirklich erfüllen will, so bedingt das viel Verständnis für alle in dieses Gebiet fallende Fragen und viel, sehr viel Zeit und Ausdauer. Leider denkt man bei der Wahl zu wenig daran und wählt richtungsgemäß eine Frau in die Behörde, und so kommt es oft vor, daß die Arbeit dann hauptsächlich auf einer oder zweien lastet, weil eben die eine im Beruf steht und die andere sonst keine Zeit hat. — Nicht leicht ist es mir auch geworden, weil man sich öffentlich zu einer Richtung bekennen muß (welcher man ja innerlich wohl bereits angehörte) und dadurch seine Unabhängigkeit mehr oder weniger aufgibt. Ich glaube, dies fällt uns Frauen viel schwerer als unseren männlichen Kollegen, welche das vom politischen Leben her gewöhnt sind. Es ist denn auch schon vorgekommen, daß wir unsere Kollegen enttäuscht haben, wenn wir bei Besprechungen oder Abstimmungen etc. unsere Meinungsfreiheit bewahrt haben.

Es kommt ja natürlich auch darauf an, welcher Gemeinde man angehört; es gibt solche, in denen alles seinen ruhigen Gang nimmt und nie etwas passiert oder von der Kirchgemeinderätin verlangt wird. Ich bin nun in einer Gemeinde, von welcher man das nicht behaupten kann. Es ist die größte und auch die ärmste Gemeinde der Stadt (25,000 Einwohner), daher die viele soziale Arbeit. Es ist auch politisch eine sehr zerrissene Gemeinde, was sich leider auch oft kirchenpolitisch auswirkt; da ist es dann an den Frauen, vermittelnd einzuwirken. Man darf sich nicht genieren, zu bekennen, daß, wer auf dem Boden des Evangeliums steht, und dies ist doch in dieser Behörde Vorbedingung, auch danach handeln soll und da scheint mir Gerechtigkeit einer der Hauptpunkte zu sein, auch wenn es uns nicht immer paßt.

Aber ich darf dann auch wieder konstatieren, daß ein reges kirchliches Intresse da ist. Der Kirchenbesuch ist ein guter und auch dem Abendmahl wird wieder mehr Beachtung geschenkt. Seit einem Jahr wurde auch die Frage des Kelchhalteramtes akut; bis dahin hatte man uns das abgenommen. Diese Schaustellung ist für uns Frauen nicht angenehm und die Arbeit physisch eine mühsame. Wir sind aber jetzt 4 Kirchgemeinderätinnen von 13 Ratsmitgliedern. Da nun z. B. an Ostern das Abendmahl 5—6 mal gegeben wird, können wir von unseren Kollegen nicht verlangen, zwei mal das Amt zu versehen und haben uns daher bereit erklärt, so weit es nötig ist, es zu übernehmen. Zwei meiner Kolleginnen haben es bereits getan. In unserer Gemeinde ist ein schönes Verhältnis zwischen Kirchgemeinderäten- und rätinnen. Wir werden als absolut gleichwertig anerkannt, und unsere Meinung gilt ebenso viel als die der Männer.

Da ich schon früher in der Gemeinde sozial gearbeitet habe, waren mir die meisten sozialen Institutionen nicht fremd, ich war gewöhnt, mit dem Pfarrkollegium in reger Verbindung zu stehen, wußte daher auch, wo ich mich noch mehr einsetzen mußte. Das Amt einer Kirchgemeinderätin gibt einem da einen gewissen Rückhalt, man bekommt den Kontakt leichter mit den Gemeindegliedern. Der Verkehr mit den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung ermöglicht es mir sehr oft, unseren Pfarrern Wünsche anzubringen oder Wege zu geben, wo ihr Besuch erwünscht wäre, was für die Herren wertvoll ist, denn sie haben eine so große Arbeit zu bewältigen, daß es ihnen mit dem besten Willen nicht möglich ist, so viel Besuche zu machen als sie möchten. In dieser Krisenzeit sind sie oft mehr Armenpfleger als Seelsorger. Das ist wohl eines der brennendsten Probleme, für das wir Kirchgemeinderätinnen uns einsetzen müssen (die Männer haben da weniger Einblick), es sollten Gemeindehelferinnen da sein, um ihnen bei der Armenpflege zu helfen und sie zu entlasten, daß ihnen die Seelsorge in vermehrtem Maße ermöglicht sei, denn nicht nur die Bedürftigen haben den Seelsorger nötig. Das Bedürfnis, sich über religiöse Fragen, die einen bewegen, auszusprechen, ist viel mehr vorhanden, als man glaubt. Solche Probleme gäben dann den Kirchgemeinderatssitzungen ein anderes Gepräge, denn wir Frauen haben uns wohl unter solchen Sitzungen etwas anderes vorgestellt, als sie tatsächlich sind. Administrative Fragen stehen meistens im Vordergrund, aber ich darf wohl sagen, daß gerade durch uns Frauen andere Fragen aufgerollt werden, und wir uns dann reger an den Diskussionen beteiligen.

Bald nach unserer Wahl in den Kirchgemeinderat haben wir Kirchgemeinderätinnen uns einen Plan gemacht, wie wir die Frauen in der Gemeinde kennen lernen könnten, was wir ihnen bieten, und wie wir sie zur Mitarbeit heranziehen könnten. Zuerst veranstalteten wir religiöse Vorträge, welche großes Interesse fanden, dann unterbreiteten wir ihnen Vorschläge über verschiedene Arbeiten, wo uns ihre Mithilfe erwünscht wäre. Schließlich gründeten wir den kirchlichen Frauenhilfsverein. Im Kirchgemeindehaus haben wir zwei ineinandergehende Räume, im einen wird genäht, gestrickt, geflickt etc., alte, noch gut brauchbare Kleider, die uns ein wenig von überall zugesandt werden, instandgesetzt usw., im andern Lokal empfangen wir unsere Kunden. Jeden Dienstagnachmittag schicken uns die Pfarrer Familien, um Kleider abzuholen oder wir bestellen selbst Leute her: dann wird, so viel wie möglich, ihren Wünschen entsprochen.

Unsere Pfarrhelferin leitet einen Gemeindesaal für Frauen, welche am Sonntag gern etwas Erbauendes hören. Drei bis vier mal im Winter kommen wir zusammen, und ich freue mich immer, zu sehen, wie gerade diese einfachen Frauen Interesse haben für religiöse Fragen, welche sie für die kommenden Wochen stärken und ein wenig von ihren Sorgen ablenken. Man ist verwundert, wie diese Frauen noch ihre Gesangbuchlieder kennen und in religiösen Dingen oft mehr wissen als manche gebildete Frau. — Oft kommt es vor, daß Familien aus Mangel an Paten ihre Kinder nicht taufen lassen. Wir haben eine Liste von Frauen, welche eine solche Patenpflicht übernehmen wollen. Eine Suppenküche soll nächsten Herbst für Unbemittelte eröffnet werden.

Auch damit die Kirchentüre wenigstens am Sonntagnachmittag offen bleibe, werden wir einen neuen Vorstoß machen. Arbeit haben wir noch viel vor uns, es ist noch dieses zu tun. Gott gebe uns Kraft dazu.

* Je eine Schul- und eine Armenpflegerin werden demnächst berichten.

Die Königin von England

„Sie hat ein sehr schmales, feines, etwas blasses Gesicht, dunkle Haare und sehr schöne dunkelblaue Augen, aus denen Klugheit und Güte leuchten."

So beschreibt sie Käthe Kübler, die 1913 als knapp 21jährige deutsche Lehrerin zum damals 12jährigen Mädchen „Lady Elisabeth Bowes-Lyon" berufen wurde, ihre ehemalige Schülerin.

Der ansprechenden und interessanten Beschreibung des Milieus, in dem die junge Aristokratin, heute Königin von England, aufwuchs, entnehmen wir aus der deutschen Zeitschrift „Die Frau" die folgenden Schilderungen:

„Ich war damals knapp 21 Jahre, mehr eine Gefährtin als eine Lehrerin für das zwölfjährige Mädchen, das fast nur mit Erwachsenen lebte und weit über seine Jahre reif und verständig war. Zunächst mußte ich einmal lernen, alle Mitglieder der Familie richtig anzureden, denn hier hieß jeder anders. Der Vater also hieß the Earl of Strathmore, die Dienerschaft redete ihn „Mylord" an, aber ich mußte sagen: „Yes oder No, Lord Strathmore". Die Mutter hieß the Countess of Strathmore, der älteste Sohn hieß Lord Glamis nach dem schottischen Stammschloß, die übrigen Brüder waren einfache Mr. Bowes-Lyon, meine Schülerin hieß Lady Elizabeth Bowes-Lyon; bekanntlich tragen in den englischen und schottischen Familien des Hochadels die Kinder den Familiennamen, während der Titel nur auf den ältesten Sohn übergeht.

Sämtliche Mitlieder der Familie kamen mir so freundlich entgegen, daß ich bald die erste Scheu und Aengstlichkeit überwunden hatte und mich in dem großen Familienkreise schnell heimisch fühlte.

.... Bald nach meiner Ankunft entwarf ich mit deutscher Gründlichkeit eine Tagesordnung und einen Stundenplan, die beide von Lady Strathmore gutgeheißen wurden. Jeden Morgen von 8—9 gab ich Elizabeth, die sehr musikalisch war, eine Klavierstunde, dann folgte das Früh-

---

troffen, verschwindet diese ganze Glorie schillernder Töne wieder in der Dunkelheit der Fächer.

Das ist China.

Seine Schönheit ist die der alten Dinge, der alten, sorgfältig angeordneten Oertlichkeiten, dem Denken und der Aesthetik ganzer Generationen von Aristokraten entsprechend. Und so wie jene, die es einst schufen, fällt es selbst jetzt in Trümmer.

Hinter einer hohen grauen Mauer, die nach der Straße zu so abweisend aussieht, findet man, wenn einem der Zugang gestattet wird, den anmutigsten Hof, den es nur geben kann. Er ist mit großen viereckigen Ziegelsteinen gepflastert, denen die Schritte unzähliger Generationen ihre Patina verliehen. Eine hundertjährige Fichte krümmt ihre knotigen Aeste, inmitten des Gartens befindet sich ein kleiner Teich, in dem Goldfische schwimmen, und auf einer Bank aus gemeißeltem Stein sitzt, würdevoll und unbeweglich wie ein Buddha, ein in gelbe Seide gehüllter Greis. Mit seiner bleichen, faltigen Hand umklammert er eine lange Pfeife aus Ebenholz mit Silberinkrustationen. Ist der Besucher sein Freund, so wird sich der Greis erheben, sich tief verneigen und ihn mit der vollendetsten Höflichkeit in das Gästezimmer führen. Dort schlürft er dann, in einem Lehnstuhl mit Gravierungen sitzend, Tee, bewundert die Hängebilder, die Statuetten und die geschnitzten Balken der Decke. Ueberall Schönheit, würdevoll und zurückhaltend wie der schöne Greis selbst.

Neulich besuchte ich einen berühmten, modernen chinesischen Maler in seinem Atelier. Es schnürte mir das Herz zusammen, als ich an den Wänden des Studios plakatgreile Bilder nach europäischem Muster Revue passieren ließ, Landschaften, auf denen eine flammende Sonne in den grell gefärbten Wogen eines Ozeans versank, der nichts Chinesisches an sich hatte, Dutzende von Oelgemälden, die die Malweise des Abendlandes kopierten. Aber plötzlich bemerkte ich ein in einem Winkel des Ateliers versteckte kleines Aquarell. Es gab eine einfache chinesische Dorfstraße wieder, in den feinen blauen Dunst eines Sommerregens getaucht. Unter einem papiernen Regenschirm die einsame Silhouette eines Spaziergängers, der die Straße entlang schreitet und einen schwankenden Schatten auf das nasse, glänzende Pflaster wirft.

Ich wandte mich um und sagte, ohne zu zögern: „Das ist das beste von allem, was ich hier gesehen habe.".

Das Gesicht des Malers strahlte. „Ist das Ihr Ernst? Ich finde nämlich auch, daß dieses Aquarell das beste Stück ist. Ich habe die Straße meines Dorfes gemalt, so wie ich sie unzählige Male sah. Aber", fügte er mit einem bedauernden Klang in der Stimme hinzu: „Ich habe sie zu meinem Vergnügen gemalt und verkaufe sie daher nicht..."

Ich habe lange Jahre in China gelebt, in einer ruhigen Landschaft mit zartem Bambus, mit Tempeln, deren Dächer sich in Teichen voller Lotosblumen spiegeln. In einer Landschaft, deren Töne grün und blau waren und auf die im Sommer die Sonne mit fast tropischer Glut herabschien.

Aber wenn der Sommer vorüber war und die Chrysanthemen nach kurzem Erblühen abstarben, wurde die Landschaft bis zum nächsten Frühjahr einfarbig. Die Erde nahm eine düstere Farbe an, die die kleinen Häuschen mit den Strohdächern kaum zu erhellen vermochten. Selbst die Leute kleideten sich in wattierte Mäntel in düsteren Tönen.

Düster ist auch das Geschick des heutigen China. Unter der Last unbeschreiblicher wirtschaftlicher Schwierigkeiten gebeugt, hat das Volk keine Zeit, seine Blicke auf schöne Dinge zu richten. Nur der Magen bekümmert sie, weil der Hunger sie plagt. Aber der Mensch lebt auf die Dauer nicht von Brot allein. Deshalb streben Tausende von Chinesen, die arm wie Hiob sind, trotz allem mit aller Macht danach, sich über ihren Stand zu erheben.

Und das ist ebenfalls die Schönheit Chinas.

Mutterleid

Von Aduli Kaeslin-Burjam.

Man hatte ihn eines Nachts verhaftet und fortgeschleppt, ohne zu sagen, warum und wohin. Wortlos ergab er sich der Uebermacht, schnürte sein Bündel und sagte zum Abschied zu seiner alten Mutter: „Weine nicht Mutter, ich komme ja bald wieder ich habe ja nichts verbrochen."

Tage, viele schwere Tage vergingen, bis die Mutter endlich erfuhr, wo ihr Vasia sich in Haft befand. Ihr einziger Trost in ihrer großen Sorge um ihr Kind waren die kurzen Besuche, die sie ihm einmal in der Woche machen durfte. Sie lebte nur noch für diese für sie so glücklichen Augenblicke, in denen sie ihren Vasienka sehen und sprechen durfte, war auch die Umgebung, in der es geschah, drückend und beängstigend. So vergingen Wochen, ohne in das weitere Schicksal des Verhafteten Klarheit zu bringen.

Eines Tages kam die Mutter, wie immer zur bestimmten Stunde, ihr gewohntes, kleines Päckchen in der Hand. Man hatte ihr erlaubt, dem Sohne etwas Butter mitzubringen, eine kostbare Ware, für die sie trotz ihres Alters anstrengend arbeiten mußte. Aber sie tat es mit Freuden und war glücklich, Vasienka, wenn auch nur mit dieser Kleinigkeit, erfreuen zu können, trotzdem sie selbst fast am Verhungern war, nachdem man sie ihres Versorgers so grausam beraubt hatte. Außer ihr waren im Warteraum noch ein paar Frauen, denen man die Angst und die Not aus den Augen lesen konnte und zwei, drei Männer, Väter oder Brüder, die gesenkten Hauptes dasassen und auf den schmutzigen Boden starrten. Der Raum selbst war erfüllt von diesem qualvollen Warten, es lauerte in jeder Ecke, es schlich sich längs den Wänden und schien sich von Minute zu Minute zu steigern. Lautlose Stille herrschte. Man hörte nur von weitem irgendwo in einem leeren Gang harte Schritte erschallen.

Von Zeit zu Zeit richtete dieser oder jener der Wartenden einen fast flehenden Blick auf die geschlossene Türe. Nach und nach verschwanden sie alle durch diese geheimnisvolle Türe und kamen nicht zurück, denn der Wachtsoldat hatte der Reihe nach die Folge der Zusammenkünfte mit den Angehörigen angekündigt. Schließlich blieb das arme Mütterchen ganz allein. Es war gewohnt, vom Leben hart behandelt zu werden und klagte auch jetzt nicht über diese lange, beklemmende Wartezeit. Ein paar qualvolle Stunden vergingen. Es kam niemand, es fragte niemand nach ihr.

Da plötzlich wurde die Türe des Nebenraums heftig aufgerissen. Das alte Mütterchen schreckte zusammen, sprang auf und machte einen Schritt dem Eintretenden entgegen. Der aber schrie sie brutal an: „Was machst du hier? Was willst du noch, Alte?" — „Ich — warte — auf — das Wiedersehen mit meinem Sohn." — „Wie heißt er denn, dein Sohn?" — „Vasily Nikiforow" lautete die schwache, kaum hörbare Antwort. „Nikiforow? Setz' dich, warte, ich komme gleich wieder", sprach der Soldat in etwas milderem Tone und verschwand. Kaum war er fort, wurde die Türe wieder rücksichtslos geöffnet und eine rauhe Stimme sagte laut und kalt: „Dein Sohn ist tot! Man hat ihn gestern verurteilt und heute früh hingerichtet." Das Päckchen fiel wie klagend zu Boden, die Frau aber starrte gebannt dem Verkünder dieser Botschaft ins Gesicht, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. „Was starrst du mich

stück, das wir wie alle Mahlzeiten außer dem Dinner (Abendessen) im Familienkreise einnahmen. Um ½10 begann der eigentliche Unterricht, der außer Deutsch und Französisch, auch alle Schulfächer, wie Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturkunde, Zeichnen und Nadelarbeit umfaßte. Schon nach Jahresfrist war es mir möglich, meine Schülerin für ein Examen anzumelden, das „Oxford Local Examination", das sie glänzend bestand. Es war ein Unterricht, um den mich jeder Lehrer beneiden wird. Elizabeth war hochbegabt, sie hatte bisher nur französische Erzieherinnen gehabt und sehr wenig gelernt, es war für mich geradezu ein Hochgenuß, eine so wissensdurstige Schülerin zu unterrichten. Bald sprach sie fließend deutsch, und auf unseren Spaziergängen bat sie immer wieder: „Erzähle mir von deiner Heimat." Mit ihrem feinen Herzen hatte sie sehr bald gemerkt, daß ich schwer an Heimweh litt.

Wir waren beide ehrgeizig, und vor dem Examen arbeiteten wir in einem solchen Tempo, daß Elizabeth blaß und schmal wurde. Da gebot uns ihre Mutter Einhalt und meinte lächelnd: „Gesundheit ist wichtiger als Examen."....

Ende Mai beginnt in London die gesellschaftliche Saison, und unser ganzer großer Haushalt mit dem Troß der Bedienten siedelte nach London über, wo Lord Strathmore im St. James' Square ein stattliches schönes Haus besaß. Nun gingen wir im Hyde-Park spazieren, und Elizabeth musterte mit kritischen Blicken die dort galloppierenden Reiter, sie selbst war eine glänzende Reiterin und ritt auf dem Lande die großen Jagden mit. Unser Schulunterricht nahm auch in London seinen ruhigen geregelten Verlauf, es kamen noch Tanz- und Ballettstunden dazu. Da saßen wir Erzieherinnen in langer Reihe aufgebaut nebeneinander, während unsere Schülerinnen nach den französischen Kommandoworten eines alten Ballettmeisters zierlich über das Parkett schwebten.

.... Es war für mich ein unbeschreibliches Glück, in diesen großen harmonischen Familienkreis der Strathmores als mit dazu gehörig aufgenommen zu werden. Vom ersten Tage an wurde ich von der Familie, von ihren Freunden und Bekannten mit einer ruhigen und würdigen Höflichkeit behandelt, die mir immer als eine Auszeichnung erschien, besonders von seiten der vielen Gäste, die im Hause des Lord Strathmore aus- und eingingen. Ich habe beim Lunch neben Lord Rosebery, Lord Curzon, Lord Reagh, Lord Hamilton gesessen, und viele andere klangvolle Namen könnte ich noch aufzählen, wie freundlich unterhielten sie sich mit der jungen Erzieherin."

Nach einem Ferienaufenthalt in der deutschen Heimat, 1913, erzählt die Verfasserin von ihrer Ankunft an der Ostküste Schottlands:

„Ich wurde mit dem Auto abgeholt, und bald fuhren wir durch den wundervollen Park dem Schlosse zu, das hellerleuchtet wie ein wahres Märchenschloß vor mir lag. Vor dem Portal standen Lord und Lady Strathmore und begrüßten mich wie eine heimgekehrte Tochter — wie freute ich mich, daß ich nun die schottische Heimat meiner Schülerin, das herrliche Schloß Glamis, kennen lernen durfte. Glamis ist wohl eins der schönsten Schlösser Schottlands, aber es ist auch „One of the Most Famous Haunted Homes of Scotland", das Schloß, in dem es am meisten spukt. Kein Wunder, denn es stammt in seinen ältesten Teilen aus dem 10. Jahrhundert, in der steinernen Eingangshalle ist noch die Falltür zu sehen, durch welche Macbeth, der Than von Glamis, kam, um König Duncan zu ermorden.

Gleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft führte mich Elizabeth durch das ganze Schloß, oder durch einen Teil des Schlosses, denn es gab etwa 30 Fremdenzimmer. Elizabeth zeigte mir die verschiedenen Falltüren und geheimen Treppen, den Brunnen, der sich mitten im Schloß, in der Eingangshalle befindet, und mit geheimem Schauder und stillem Gruseln betraten wir die Turmzimmer, in denen es am meisten spukt. In einem gewissen Zimmer soll nachts um 12 Uhr ein kleines Männlein in apfelgrünem Frack erscheinen mit einer Schubkarre voll Kohlen — wie glühend wünschte ich mir, dieses Männlein zu sehen — aber ach, ich habe kein Glück mit Gespenstern. Zwar schlief ich drei Nächte lang in diesem Zimmer, aber kein Gespenst erschien, nicht einmal die Steppdecke war mir weggezogen worden, wie es manchen Gästen ergangen war, die bleich morgens beim Frühstück erschienen und um ein anderes Zimmer baten.

... Wir blieben von August bis Weihnachten in Glamis. Während der Jagdzeit wimmelte das Schloß von Gästen, wir waren oft zum ersten Frühstück schon dreißig Personen. Aber Elizabeth und ich nahmen nur an den Mahlzeiten teil, im übrigen führten wir ein zurückgezogenes Dasein in unserem Schulzimmer.

... Kurz vor Weihnachten fuhren wir dann wieder auf das Gut St. Pauls Walden Bury, wo wir die Festtage verlebten. Ein echt englisches Weihnachtsfest mit sehr viel Puter, Plum-Pudding, Mince-pies und Holly, aber ohne den Zauber der deutschen Weihnacht. Ich erzählte meiner Schülerin auf unseren Spaziergängen davon, und wir malten uns lebhaft aus, wie sie mich später einmal in meiner Heimat besuchen und ein deutsches Weihnachtsfest mit mir feiern würde.

Dann kam das Frühjahr 1914! Draußen grünte und blühte es verschwenderisch, wieder genoß ich die Schönheit des englischen Landlebens in vollen Zügen, Elizabeth schloß sich immer freundschaftlicher an mich an, und Lady Strathmore entwarf mit uns gemeinsam herrliche Pläne.

Und dann kam der Tag, an dem die Welt aufgeschreckt wurde durch die Schüsse von Serajewo. Als ich morgens in das Frühstückszimmer kam, sah ich verstörte Gesichter. Lord Strathmore gab mir die „Morning Post". „Hier, lesen Sie, das bedeutet Krieg." Ich konnte und wollte es nicht glauben.

Am 12. Juli 1914 fuhr ich nach Deutschland, um in der Heimat die Silberne Hochzeit meiner Eltern mitzufeiern. An der Schwelle des Hauses umarmte mich Lady Strathmore und bat mich: „Nun versprechen Sie mir, daß Sie zurückkommen werden zu uns." Ich versprach es ihr und meiner geliebten Schülerin — war es doch mein größter Wunsch, an die Stätte zurückkehren zu dürfen, wo ich eine so wunderbare beglückende Arbeit gefunden hatte, Menschen, die mich liebten und mich verstanden, eine Umgebung, in der man sich frei und glücklich fühlen konnte!

Und dann fuhr ich durch den Kanal, von Dover nach Ostende und weiter in meine Heimatstadt Erlangen, und als die vier Wochen meines Urlaubs verstrichen waren, da hatte die ganze Welt ein anderes Aussehen bekommen. Ich selber stand mit der weißen Haube und weißen Schürze als Kriegspflegerin im Reservelazarett Erlangen, die schöne Lady Rose Bowes-Lyon, Schwester von Elisabeth, in der gleichen Tracht im großen Kriegs-Hospital in London, die vier erwachsenen Brüder meiner Schülerin hatten sich als Kriegsfreiwillige gemeldet, ebenso der feierliche pompöse Butler und der Kammerdiener des Lord Strathmore. Elizabeth und ich schrieben uns kurze knappe Briefe, die über das englische Konsulat in Holland befördert wurden.

...Schloß Glamis war während des Krieges als Erholungsheim für Verwundete eingerichtet worden, und die englischen Zeitungen können nicht genug berichten, wie eifrig sich Elizabeth dort an der Pflege der Verwundeten beteiligt hat.

...Im Jahre 1922 kam der zweite Sohn des Königs, der junge Herzog von York, nach Glamis, um endlich dieses schöne Schloß kennen zu lernen, sehr bald danach wurde die Verlobung des jungen Paares bekannt gegeben, und im nächsten Jahre fand die Hochzeit in der Westminster-Abtei in London statt. Zwei Töchter hat Elizabeth ihrem Gatten geschenkt, die älteste heißt auch Elizabeth, die jüngere Margaret Rose. Wenn kein Sohn mehr geboren wird, so wird die kleine Elizabeth dereinst als Beherrscherin des Britischen Weltreiches den Thron besteigen. Möge sie von ihrer Mutter nicht nur die Klugheit, sondern auch das warme, liebevolle Herz, die Güte und Offenheit geerbt haben! Schon heute ist das fröhliche Kind Elizabeth der Liebling des englischen Volkes, das sich gern daran erinnert, daß die Regierungszeiten der Königin Elizabeth und der Königin Viktoria Glanzzeiten der englischen Geschichte waren."

HERRLICHES BLUHEN AM THUNERSEE! P 1169 Y

Genießen Sie jetzt ruhevolle Tage im gepflegten, alkoholfreien HOTEL SEEHOF IN HILTERFINGEN. Pension 8-11 Fr. Tel. 92.26.

Herzlichen Dank

den Spenderinnen, die unserer Bitte um Einsendung alter Jahrgänge unseres Blattes entsprochen haben. Wir hatten gute Verwendung für alles.

Die Redaktion.

Der Generalversammlung in St. Gallen zum Gruß

Ein herzliches Willkomm entbieten wir heute allen Gästen und Delegierten, die der Einladung in den fernen Osten unseres Landes Folge geleistet haben! Der warme Empfang unserer lieben Gastgeber wird sie schnell die Mühsale der weiten Reise vergessen lassen.

Ganz besonders freuen wir uns, gleichzeitig mit der heutigen Versammlung den 25. Geburtstag der Union für Frauenbestrebungen von St. Gallen feiern zu dürfen. Wir gratulieren unserer Sektion von Herzen, daß sie diesen Freudentag erlebt und auf ernste, zielbewußte Arbeit während dieser langen Zeitspanne zurückblicken darf. Wir danken ihr als Zentralvorstand für ihre loyale und anregende Mitarbeit im Verbande, und wir danken ihr vor allem für ihre an die große Schweizerfamilie ergangene Einladung, heute mit ihr zu feiern und unseren festen Willen zu gemeinsamer Arbeit neu zu bekunden.

Der 9. Mai ist der sog. schweizerische Muttertag, wo Jung und Alt der Mutter in Ehren gedenkt und vielfach durch ein sichtbares Zeichen die Dankbarkeit und Anerkennung zum Ausdruck bringt, die der Mutterschaft gebührt.

Auch wir haben heute Dankespflichten zu erfüllen, nicht nur persönliche gegen unsere leibliche Mutter, derer wir in Ehrfurcht gedenken, sondern auch als Verband wollen wir der geistigen Urheberinnen unserer Bewegung nicht vergessen. Ich meine jene Vorkämpferinnen, die kein Opfer und keine Mühe gescheut haben, um der kommenden Generation bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sichern, als ihnen selbst zugeteilt waren. Zu wenig würdigen oft wir selbst und die nach uns heranwachsende Generation die selbstlose Hingabe und Leistung dieser Mütter unserer Frauenbewegung, denen wir doch die Befreiung der heutigen Frau von so vielen Vorurteilen und Hindernissen in der Entwicklung verdanken.

Zum Schluß noch eine bescheidene Anregung an die Adresse unserer Regierungen in Bern und in den Kantonen: Wie wäre es, wenn auch sie einmal Muttertag feierten, und der Schweizerfrau als sichtbares Zeichen der Anerkennung ihrer staatserhaltenden Funktion, ihrer wirtschaftlichen und seelischen Leistungen zum normalen Mitspracherecht in ihrem eigenen Staatshaushalte verhelfen würden!

Möchte uns die Tagung in St. Gallen einen Schritt näher zu dieser wahren Volksgemeinschaft bringen!

A. Leuch,
Präsidentin des schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht.

Lausanne, den 2. Mai 1937.

Was sagt die Leserin?

Zum Postulat „Recht auf Arbeit"

sind uns verschiedene Zuschriften gesandt worden. Sie sollen ganz oder zum Teil als persönliche Meinungsäußerung unserer Leserinnen, für die wir ihnen Dank wissen, veröffentlicht werden. Red.

1.

Im „Schweizer Frauenblatt" vom 30. April erschien ein bemerkenswerter Artikel unter dem Titel: „Ist das Recht auf Arbeit ein Frauenpostulat? In der Schlußfolgerung warnt die Autorin vor dem Gebrauch dieses Wortes, da es heute vielfach zu Mißdeutungen Anlaß gibt. Sie möchte es abgeändert wissen in „freien Zutritt zu allen Berufen und freie Berufsausübung zu gleichen Bedingungen wie der Mann sie hat". Im Nachwort lädt die Redaktion des Frauenblattes die Leserschaft ein, dazu Stellung zu nehmen. Ich will es im Nachfolgenden versuchen, obschon es schwer hält, einem so vielgestaltigen Problem in bündiger Form gerecht zu werden.

Mir scheint es vor allem nötig, zu vermeiden, daß wir aneinander vorbeireden. Ein vielgebrauchtes Schlagwort wie das „Recht auf Arbeit" muß nach zwei Seiten hin betrachtet werden, einmal auf seine historische Bedeutung, das tat die Einsenderin des erwähnten Artikels in klarer Weise, anderseits aber auf die psychologische Wirkung in einem gewissen Moment der Entwicklung. Schlagwörter haben eine Entwicklung, ein Schicksal. So ein Wort wird geboren in schicksalsträchtiger Stunde, drängt sich siegreich auf, geht von Mund zu Munde, wird Allgemeingut, verliert aber mit der Zeit die ursprüngliche Zugkraft, wird mißbraucht, verbraucht und macht einem neuen Platz. So geht es mit dem Postulat: Recht auf Arbeit — und manchen andern einst so wertvollen Grundsätzen der 1848er Revolution.

Es ist menschlich begreiflich, wirtschaftlich aber eher kindlich, auf Recht auf Arbeit in einer Zeit wirtschaftlichen Tiefstandes zu pochen und gar zu verlangen, der Staat müsse dies unter allen Umständen gewährleisten, wenn er selber die Mittel dazu nicht hat. Und dann noch die andere Frage: Auf welche Arbeit erhebe ich Anspruch? Gewiß, niemand verbietet es der Fabrikarbeiterin, von morgen früh bis abends an der Maschine in nervenzermürbendem Betriebe zu arbeiten, was die Kräfte hergeben mögen, während sie so gerne ihren Kindern und dem Gatten ein freundliches Heim schaffen und den Haushalt in Ordnung halten wollte. Damit eine Frau kochen, nähen und putzen kann, braucht es Mittel. Wer beschafft sie, wo der Mann die Familie nicht ernähren kann? — Wenn eine große Anzahl erwerbstätiger Frauen lieber zu Hause blieben, deutet dies darauf, daß sie keineswegs freiwillig vom Recht auf Arbeit Gebrauch machen, sondern nur unter dem Druck wirtschaftlicher Not. —

Den Anspruch auf berufliche Betätigung erhebt nur eine ganz bestimmte Kategorie von Frauen, die meistens aus dem Bürgerstande stammen und eine bestimmte berufliche Fähigkeit und Ausbildung mitbringen. Sie sind sehr oft tüchtige Arbeitskräfte und werden deswegen als gefährliche Konkurrentinnen vom Manne bekämpft. — Diesen Frauen ist die berufliche Arbeit nicht ein aufgezwungenes Muß, sondern vielleicht der einzige Weg, nicht nur berufliche, sondern auch menschliche Kräfte zu betätigen, die in einem kleinen Haushalt brach liegen müßten. Diese Frauen werden immer und auch unter ungünstigsten Verhältnissen kämpfen für freie Berufsausübung.

Allerdings denke ich, wie die Verfasserin des genannten Artikels über das Postulat „Recht auf Arbeit", daß diese Formel besonders in Zeiten wirtschaftlicher Not ungeschickt gewählt ist, besonders wegen ihrer Wirkung auf die zahlreiche arbeitslose und äußerst aggressive Jungmannschaft, die sie, — zwar sehr zu Unrecht, — als Provokation auffaßt. Eine vorsichtigere Formulierung wäre nichts als taktische Klugheit und würde keineswegs der guten Sache schaden. Wenn wir das Wort: taktische Klugheit — aussprechen, so mögen wir den einen oder andern mißfallen. Sei es drum! Wer im Erwerbsleben steht, kommt mit ihr eher vom Fleck als mit der Verfechtung der schönsten Prinzipien.

In diesem Zusammenhang gestatte ich mir, den Nachsatz anzufechten „freie Berufsausübung zu gleichen Bedingungen wie der Mann". Als ideales Postulat lasse ich es gelten. Als praktisches Postulat fechte ich es entschieden an. Nur ein Mensch, der vom schonungslosen Existenzkampf nichts weiß, — oder der geflissentlich der Frau den Weg zur Berufsarbeit verbauen will, kann dies unter den heutigen Verhältnissen fordern.

Zugegeben, es ist nicht recht, daß wir Frauen sehr oft zu ungünstigeren Bedingungen intensivere Arbeit leisten müssen als der Mann — aber wenn wir gleich günstige Bedingungen verlangten, wie der Mann sie hat, würden wir aus der Konkurrenz ausgeschaltet. Der Mann hat eine Vorzugsstellung, die er nicht aufgibt. — Wir werden nur geduldet, weil wir mehr und billiger arbeiten als der Mann. Ich weiß erbitterte Gegner der Frauenberufsarbeit, welche uns mit einem verborgenen Hohnlächeln raten: Verlangt nur gleiche Besoldung wie der Mann sie hat. Mit andern Worten heißt das: Handelt nur recht unklug, ihr fliegt dann sofort hinaus! Würde auf gesetzlichem Wege für die Frauen gleiche Besoldung gefordert wie für den Mann, dann würden zahlreiche Frauen auf die Straße gestellt. — Die Forderung, Recht auf Arbeit zu gleichen Bedingungen wie der Mann, aufstellen, heißt also uns allen Frauen, die wir im Erwerbsleben stehen und unsere mühsam erworbenen Positionen verteidigen müssen, bedenkenlos verschärften Angriffen aussetzen — und den Jungen unter uns, die sich ihren Weg erst bahnen müssen, den Zugang zur Berufsarbeit ganz verbauen.

Die Erfahrung spricht für vermehrte Vorsicht. Sie ist der härteste, aber der beste Lehrmeister. Es können ja wieder bessere Zeiten kommen, wo günstigere Bedingungen postuliert werden können. Die Hauptsache ist, daß wir in den schlimmen Zeiten durchhalten. Klugheit und Geduld vermögen mehr als kühne Forderungen, die man selber doch nicht die Kraft hat durchzusetzen. Es würde mich freuen, die Meinungen anderer Frauen zu erfahren, die selber im Erwerbsleben stehen. Dr. Elsa Rüesch.

2.

Wenn Recht auf Arbeit auf einer Linie steht, wie das Recht auf Brot, auf Verdienst, auf Leben, dann ist es kein Frauenpostulat, sondern eine notwendige Forderung der Selbsterhaltung, die Forderung eines jeden arbeitsfähigen Menschen, nenne er sich nun Mann oder Frau.

Aus dem Leitartikel von Nr. 17 des „Schweiz. Frauenblatt" haben wir anhand geschichtlicher Tatsachen gesehen, daß obiges Postulat schon verschiedentlich aufgestellt worden ist, ja, daß es sogar, vorübergehend, in die Staatsverfassung eines Landes aufgenommen wurde, weil man dadurch Quellen des Glückes und des Friedens innerhalb des Volkes erschließen zu können vermeinte. Die Ereignisse belehrten aber, daß die Durchsetzung eines solchen Rechtes, die normalen Verhältnisse eines Staates gefährdet. Die sachlichen Bedingungen sind eben das Entscheidende. Wer darum die sachlichen Bedingungen außer acht läßt, beschreitet weder den Weg des Wohlergehens, noch den des Friedens für das Volk, weil die Ideen in ihrer äußersten Konsequenz sich selten verwirklichen lassen. Alles Recht in der Welt ist nicht geschenkt, sondern je und je erstritten worden.

Nicht an alle tritt die Forderung des Rechtes auf Arbeit in gleicher Weise heran. Ohne Anstoß verläuft das Leben Tausender von Männern und Frauen, die nicht kämpfen müssen, die zu den Lächelnden gehören oder dem Paradoxon zustimmen, daß Arbeit genug vorhanden sei, ja, daß diese an allen Ecken und Enden herumliege, wenn man sie nur sehen wolle. Jene Leute vergessen in ihrer Sattheit, daß ihre oberflächliche Rede zur rauhen Wirklichkeit wenig stimmt, mit dem Ruf nach dem Recht auf Arbeit will man sich in den Genuß des Lohnes setzen und nicht bloß der Arbeit; denn Lohn bedeutet tägliches Brot und tägliches Brot heißt leben können.

Der Beruf oder der Berufszweig enthält für jeden, der tüchtig ist, eine Anweisung auf ausreichendes Brot. Das Gnadenbrot des Staates ißt niemand gerne. Besser als die Forderung:

so an? Tot ist dein Sohn, verstehst du, tot, tot, wirst ihn nie mehr sehen, er kommt nie wieder!" Diese Worte fielen wie Axthiebe auf das Haupt der Mutter. Nur das Wort „tot" blieb in ihrer wunden Seele haften und ließ sie nicht mehr los. Ihr Einziges, ihr Alles, ihr Vasienka tot! Von fremden Händen hingerichtet! „Warum, mein Gott, — warum?" flüsterte sie stöhnend in tiefster Verzweiflung und faltete die Hände wie zum Gebet. Tränen rollten über ihr durchfurchtes Gesicht, sie drohte zusammenzubrechen unter der Wucht dieses Schlages. „Hier werden keine Tränen und Klagen geduldet! Mach, daß du weiter kommst." schrie der Mann sie grob an. Sie erhob sich, blieb stehen, ohne sich rühren zu können, sie wußte ja kaum, wo sie war. Da packte der Mann sie hart an ihren hagern Schultern und schob sie hinaus auf die Treppe, indem er mit lautem Krachen die Türe von innen verriegelte.

Allein, verlassen, ein armes, elendes Menschenkind stand sie nun da, mit zitternden Knieen und lehnte sich an die Brüstung der Treppe, die allerletzte, schwache Kraft zusammennehmend, um nicht umzusinken. Ein Beamter kam die Treppe herauf und meinte streng, das Treppenhaus sei nicht für Bettler bestimmt. Ohne ein Wort zu erwidern, wankenden Schrittes, sich mühsam am Geländer festhaltend, Stufe für Stufe, krampfhaft, den ganzen Körper anspannend, fast atemlos, die Kehle zugeschnürt, nur einzig das eine Wort in sich tragend: „Tot! Tot!" ging sie dem Ausgang zu. Mit größter Mühe erreichte sie den Gefängnishof.

Es war ein kalter Wintertag mit strahlend blauem Himmel, herrlichem Sonnenschein und eisigem Nordwind. Geblendet vom starken Licht blieb sie stehen, schloß für kurze Augenblicke die Augen und machte ein paar tiefe Atemzüge, als wollte sie für das Weitergehen neue Kräfte schöpfen. Die grimmige Kälte spürte sie nicht trotz ihrer armseligen Kleidung. Als sie die Augen wieder öffnete, da erst erkannte sie die ganze Pracht des Winterlages. Ihr Blick blieb am Himmel haften. „Gott, — mein Gott", flüsterten die welken Lippen, „warum — hast — du — mich — verlassen und..." Weiter kam sie nicht, sie fühlte plötzlich, wie die Kräfte zu versagen drohten. Sie aber durfte nicht länger an diesem Orte des Schreckens verweilen. Langsam, ganz langsam, schweren, müden Schrittes ging sie über den knisternden, glitzernden Schnee, dem Tore zu, das sie ins weite Leben zurückführte.

Der junge Wachtsoldat schaute ihr traurig nach bis ihre kummervolle, gebeugte Gestalt im Gewühl der Großstadt sich verlor. Er dachte an seine Mutter, weit, weit im Heimatdorf.

Junge Mädchen

Sie nehmen Abschied von der Puppenzeit
Und steuern weg vom frohen Spiel
Halb tändelnd, halb im Ernst
Auf ihres Weibtums fernes Ziel.
Dann, unter lieben dummen Fragen
Entgleiten sie den Kindertagen,
Zu kleinen Pflichten stets bereit.
Doch dumpfe Ahnung packt sie schon manchmal
Zum herben Stich wird ihrer Lippen weiches Rund
Das Lachen, wie vor erster leiser Qual
Erstirbt im jugendlichen Mund...

Eugen Steiger

Steinfels

Recht auf Arbeit gefällt mir die Zusicherung des ehemaligen deutschen Reichskanzlers, Dr. Michaelis: „Jedem Tüchtigen freie Bahn". Da ist der Begriff begrenzter, aber präziser und erfüllbarer ausgedrückt.

Auch ich fühle mich gedrungen, der Leitartikel-Autorin zu danken, für die Veranlassung zu besserm und vertiefterm Nachdenken über die Forderung: „Recht auf Arbeit". Auch ich bekenne mich zu der klaren Formel: „Freier Zutritt zu allen Berufen und freie Berufsausübung zu den gleichen Bedingungen wie der Mann. M. B.

Aufbauarbeit der jüdischen Frauen in Palästina

Von Dr. Florence Guggenheim-Grünberg

II.

Die Arbeit der Frauen.

An dem großen jüdischen Aufbauwerk in Palästina nehmen die Frauen einen hervorragenden Anteil. Auf allen Gebieten der Arbeit ist die Frau die vollwertige Mitarbeiterin des Mannes. Schon in den ersten Anfängen der Kolonisation haben die eingewanderten Mädchen — vielfach Studentinnen und Töchter besserer Stände, die begeistert, meist gegen den Willen ihrer Eltern, dem Ruf zum Wiederaufbau des Heiligen Landes gefolgt waren — dieselbe schwere Arbeit verrichtet wie die Männer: Sie haben beim Straßenbau Steine geklopft, sie sind Handlanger beim Bau gewesen, sie haben beim Austrocknen der Sümpfe mitgearbeitet und alle in der Landwirtschaft vorkommenden Arbeiten selbständig ausgeführt. Sie wollten vor allen Dingen das alte männliche Vorurteil zerstören, daß die Frau nur ins Haus gehöre und die Frauenarbeit an sich minderwertig sei, ein Vorurteil, das die Kolonisten vor 30 Jahren genau so hegten wie ihre Geschlechtsgenossen in Europa. Die ersten Arbeiterinnen in Palästina hatten schwere Kämpfe zu führen um das Recht auf Arbeit, gleiche Entlöhnung bei gleicher Arbeitsleistung, usw.* Heute besteht eine starke Arbeiterinnenorganisation mit über 40,000 Mitgliedern, welche nicht nur die politischen und wirtschaftlichen Rechte der arbeitenden Frau verficht, sondern auch eine Reihe von sozialen Institutionen ins Leben gerufen hat, die vor allem den arbeitenden Müttern und ihren Kindern zugute kommen.

Siedelung der Bauern:

Die besonderen Bedingungen der jüdischen Kolonisation haben zu besonderen, bei uns nicht bekannten

Siedlungstypen

geführt: In Kleinbauernsiedlungen schließen sich die Bauern, die ein Stück Boden vom Nationalfonds in Erbpacht, bei ausschließlicher Eigenarbeit, erhalten haben, zusammen. Sie helfen sich gegenseitig in der Arbeit aus, benützen gemeinsam die landwirtschaftlichen Maschinen und haben eine gemeinsame Einkaufsgenossenschaft sowie eine Verkaufsorganisation für den Absatz ihrer Produkte.

In der „Kwuzah", der Gemeinschaftssiedlung, erhält eine Gruppe von Siedlern als Ganzes Boden zur Bearbeitung. Alle Arbeit wird gemeinschaftlich verrichtet; ein von den Siedlern gewählter Rat verteilt die Arbeit unter die einzelnen Mitglieder, nach den Fähigkeiten des Einzelnen und nach den Bedürfnissen des Ganzen. Jede Familie hat 1—2 Zimmer oder ein kleines Häuschen für sich. Gegessen wird gemeinsam und die Küche von den Frauen, unter Mithilfe von Männern, abwechselnd besorgt. Die Kinder sind den ganzen Tag im Kinderhaus, unter Aufsicht von vorzüglich ausgebildeten Säuglingspflegerinnen und Kindergärtnerinnen. Die Schule ist in der Hauptsache eine Arbeitsschule, die Kinder erlernen neben den Grundbegriffen vor allem die auf dem Lande notwendigen Arbeiten. Durch die gemeinsame Kindererziehung und die gemeinschaftliche Küche wird die Frau in der Kwuzah frei für eine einzige Arbeit, der sie sich je nach ihren Neigungen widmen kann, sei es nun Feldarbeit, Gärtnerei, Hühnerzucht, Küchenarbeit oder Kinderfürsorge. Man arbeitet im allgemeinen 9—10 Stunden, in der Küche in zwei Schichten. Nach der Arbeit holen die Eltern ihre Kinder aus dem Kinderhaus und verbringen mit ihnen ihre Freizeit. Die Kwuzah hat sich bis jetzt als diejenige Siedlungsform erwiesen, in welcher der Uebergang der Einwanderer von der städtischen Lebensform zur Landwirtschaft am raschesten und mit den geringsten Mitteln vollzogen werden kann. Denn hier hat der Einzelne nicht alle Lasten und Sorgen eines Betriebes zu tragen wie ein alleinstehender Bauer. Er wird mit seiner Arbeitskraft an einen bestimmten Posten gestellt, den er auszufüllen hat, die Sorge um Unterkunft für sich und seine Familie ist ihm abgenommen und im Krankheitsfalle hilft die von der Arbeiterorganisation gegründete, vorzüglich ausgebaute Krankenkasse.

Natürlich ist das gemeinschaftliche Leben nicht jedermanns Sache. Aber man muß bedenken, daß gerade in der andern Siedlungsform, der Kleinbauernsiedlung, die Hauptlast der Arbeit auf den Schultern der Frau ruht: Der Mann besorgt meist die Arbeit auf dem Felde oder geht als Taglöhner, die Frau dagegen muß neben Haushalt, Küche und Kindern auch noch den Gemüsegarten, den Hühnerhof und den Kuhstall besorgen. Und da gibt es meist keine Kinderkrippen und Kindergärten, die ihr tagsüber die Kinder abnehmen, damit sie ungestört arbeiten kann.

In der Stadt:

Der größere Teil der Einwanderer der letzten Jahre hat sich in den Städten und größeren Dörfern niedergelassen. Auch in der Stadt erweist sich die große Anpassungsfähigkeit der Frau als höchst segensreich. Während der Mann oft nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, sich eine Existenz zu gründen, entmutigt zusammenbricht, nimmt die Frau tapfer den Kampf ums tägliche Brot für die Familie auf. Sie geht als Hausgehilfin, Spetterin (es herrscht große Dienstbotennot), Schneiderin, Industriearbeiterin auf Verdienst aus und weiß meist sehr geschickt ihre Fähigkeiten zu verwerten. Die Beherrschung der Sprache spielt bei ihrer Tätigkeit eine viel kleinere Rolle als beim Mann, der sich ohne Kenntnis der hebräischen Sprache fast nicht in das Wirtschaftsleben Palästinas einordnen kann. Um den neueingewanderten Frauen in kürzester Zeit Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen, wurden durch die jüdischen Frauenorganisationen Hunderte von Mädchen und Frauen in mehrmonatlichen Kursen zu Hausgehilfinnen, Weberinnen und Strickerinnen ausgebildet, erlernten Fußböden legen, Schuhmacherei, Glätten und chemische Reinigung, Tischlerei und Anstreicherei; Packen von Zitrusfrüchten und Herstellung von Spielwaren. Es ist besonders hervorzuheben, daß sich für diese Kurse erfahrene palästinensische Arbeiter und Arbeiterinnen als Lehrer unentgeltlich zur Verfügung stellten, der lebendige Ausdruck für die Tatsache, daß der Arbeiter in Palästina vor allen Dingen sich seiner Verantwortung gegenüber dem Volksganzen bewußt ist und daß bei ihm egoistische und klassenkämpferische Motive zurücktreten vor der großen nationalen Aufgabe, nach Kräften am Aufbau des des Landes mitzuhelfen. (Schluß folgt)

* Es sei hier auf das jüngst in deutscher Sprache erschienene Buch „Arbeiterinnen erzählen. Kampf und Leben in Erez Jisrael" verwiesen, eine höchst aufschlußreiche und spannende Sammlung von Briefen, Tagebuchblättern und Schilderungen aus dem Leben palästinensischer Arbeiterinnen.

Hüten Sie sich vor verschleppter Bronchitis

vor chronischer Entwicklung von Asthma. Alle Katarrhe disponieren zu Bacillen-Krankheiten! Kalk kräftigt rechtzeitig und Kieselsäure verhindert Eiterbildung. Beide sind im »Silphoscaline in erprobter Art und Menge enthalten. Sanatorien, Heilstätten, Professoren, prakt. Aerzte haben sich anerkennend und befriedigend über »Silphoscaline« geäussert. Inhaltsangabe auf jeder Packung. Preis 80 Tabletten Fr. 4.–, erhältlich in allen Apotheken, wo nicht, dann

Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)

Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift. (c2525 138

Versli zum Muettertag

Von einer Leserin

De zweit Sunntig im Maie
hände Muettertag kauft,
Blueme wärdet gschpendet,
dä Tessär wird kauft.
Mer isch fierli, mer isch sogar nett,
hüt bringt mer der Muetter
dä Zmorge-n-is Bett.
Hüt tuet mer sich au gar nüd schäme,
der Muetter sini Liebi z'bekänne.
Mer nimmt das sehr ärnscht,
da gits nüt z'lache,
mer tuet würkli us däm Tag
än Muettertag mache.
Als hett mer nüd s'ganz Jahr Glägeheit gha,
z'danke für die Tatsache, daß der Arbeiter in
oder hät sie sich nur hüt na gschwind
g'forget um ihri liebe Chind? —
Hät sie ächt nur hüt tänkt gha,
ihri Chind müesih Röck und Hose haa?
Säb glaubt nüd, doch du Guete, was witt?
Mir händ halt eisch z'wenig Zyt,
um immer eusi Wärmi z'ghalte,
drum hät mer dä Muettertag ischalte.
Won-alli der Muetter an einem Tag wänd
365 mal zeige, wie gärn se si händ.
I bi doch derfür, är bruched nüd z'lache,
us jedem Tag än Muettertag z'mache. M. N.

Aus der Fürsorge

Die letzten Nummern haben um Mittel für Spaniens Kinder geworben. Heute bitten wir für die eigenen Landsleute. Die

Ferienaktion für Auslandschweizerkinder

von Pro Juventute geleitet, von weiten Kreisen unterstützt, wirbt um **Freiplätze.** Hunderte erholungsbedürftige Auslandschweizerkinder sollen ihre Heimat kennen und lieben lernen. Ihre Eltern sollen es spüren, daß sie von den Mitbürgern zu Hause nicht vergessen sind. Der oft harte Existenzkampf jenseits der Landesgrenzen, oft weit ab vom Schweizerlande, soll ihnen etwas erleichtert werden durch die Gastfreundschaft, die ihre Kinder erfahren. Es werden Kinder aus Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Rumänien, Italien, Frankreich und Belgien erwartet.

Wer die Möglichkeit hat, einem solchen Kinde ca. sechs Wochen ein Heim zu bieten, der wende sich an „Schweizerhilfe" Ferienaktion für Auslandschweizer, Zürich, Seilergraben 1 (von wo Anfragen an die verschiedenen kantonalen Stellen weitergeleitet werden). Geldgaben sind sehr willkommmen an Postcheck VIII/26211, Zürich.

Glücksfälle und gute Taten

Eine seltene Begebenheit, in der sich, ganz wörtlich genommen, ein Glücksfall mit einer guten Tat verbindet, sei hier gemeldet:

Das große Los von 100,000 Franken der Neuenburger Lotterie ist vom anonymen Gewinner in einem eingeschriebenen Brief an den Präsidenten der Neuenburger Gemein nützigen Gesellschaft, Wasserfallen, gesandt worden. Der Gewinner erklärt in seinem Begleitschreiben, daß er das Los aus Sympathie für die gemeinnützigen Ziele der Lotterie gekauft habe und den Gewinn von 100,000 Franken der Arbeitslosenhilfe und den andern gemeinnützigen Werken, denen die Lotterie vorstehe, überweise. 2000 Fr. sollen für die Pfadfinder, die den Treffer gezogen haben, und für die neuenburgische Trachtengesellschaft verwendet werden.

Von einer Leserin wird uns die folgende wahre Begebenheit erzählt:

Einer Witwe mit drei erwachsenen Töchtern ging es sehr schlecht, und da faßte sie den Gedanken, sich mit der Bitte um Hilfe an einen fernen Verwandten in Amerika zu wenden. Sie hatte ihn über 20 Jahre nicht mehr gesehen, wußte nur, daß es ihm gut gehe. Sie befürchtete jedoch stark eine Absage: Reichgewordene Verwandte mögen die Armgebliebenen nicht sehr.

Auf ihren Brief erhielt sie in kürzester Zeit ein langes Schreiben und einen Check. Beides hat sie bis zu Tränen gerührt.

„Meine liebe Cousine," schrieb der Amerikaner, „ich habe mich über Ihren Brief sehr gefreut, trotzdem dessen Inhalt nur Trauriges mitteilte. Er gibt mir aber die Möglichkeit, mich Ihnen dankbar zu erweisen.

Vor dreißig Jahren war es, da kam ich, damals ein armer Teufel, aus meinem Dorf in die Großstadt, um Arbeit zu finden. Ich besuchte nun meinen Großonkel, Ihren Vater. Das Dienstmädchen, das mir die Tür öffnete und meine Kleider musterte, sagte mir, es seien Gäste da, ich solle am nächsten Tage wieder kommen. Ich sehnte mich aber gerade an diesem Tage in der fremden Stadt nach einem freundlichen Wort und warmer Speise. Da traten Sie in die Halle, fragten, wer ich sei und als Sie erfuhren, ich sei ein Verwandter, baten Sie mich, einzutreten. In Ihrem Zimmer gaben Sie mir ein Glas Tee mit Butterbrot und hießen mich dort warten, bis sich die Gesellschaft entfernte. Wie gut schmeckte mir die Bewirtung, und wie wohl taten mir Ihre gütigen Worte! ... Ich habe es nie vergessen und freue mich nun, etwas für Sie tun zu können."

Während mehr als zehn Jahren kamen nun jeden Monat regelmäßig die Geldbeträge des Dankbaren. Fr. B.-Tr.

Vom Wirken unserer Vereine

Der Schweiz. Landfrauenverband

hielt in Solothurn seine 6. Delegiertenversammlung ab. Im Mittelpunkt der Traktanden stand das Aufnahmegesuch der Bäuerinnenvereinigungen der Kantone Graubündens und Zürichs, die dem S. L. V. bisher nur freundschaftlich zugetan waren, nun aber durch den statutarischen Beitritt den Verband um ca. 2600 Mitglieder vergrößern. Im weitern stimmten die Delegierten der Schaffung einer Zentralstelle zu, die ihren Sitz in Zürich haben wird, und die namentlich zur Zeit vor und während der Landesausstellung zweckhaft und wünschenswert erscheint. Aus dem Jahresprogramm sind zu erwähnen, die Vorbesprechungen zu den Aufgaben, die die Landesausstellung an die Schweizer Verbands-Bäuerin stellt. Da die Fragen noch nicht so weit abgeklärt sind, daß sie in einem festumrissenen Plan zusammengefaßt werden können, so wird man später wieder etwas davon vernehmen.

Die Subkommission, zur Arbeitserleichterung im Bauernhause, wird ihre Studien weiterführen, um sie alsdann in einem Merkblatt zur Veröffentlichung und zur praktischen Anwendung zu bringen. Weiterhin beschäftigt: Die Verwertung einheimischen Holzes, ein durchaus prinzipieller Vorsatz, der durch den Schweizer. Landfrauenverband voraussichtlich auch an der Landesausstellung in demonstrativer Idee zum Ausdruck gebracht werden wird. M. B.

Kleine Rundschau

Die Frau in der Armenfürsorge.

Nachdem bis jetzt im Fürsorgeamt der Stadt Zürich ausschließlich Männer als Sekretäre im Armenwesen tätig waren, hat der Stadtrat nunmehr mit der Tradition gebrochen. Er hat eine Funktionärin, die schon seit längerer Zeit beim Polizeirichteramt tätig ist, zur Sekretärin des Wohlfahrtsamtes befördert.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Internat. Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gruppe Zürich, 13. Mai, 15 Uhr, im „Olivenbaum", Stadelhoferstraße: Zwanglose Zusammenkunft mit Aussprache (Tee). Frau C. Ragaz berichtet über: „Die Politik der Liga und die Aufgaben, die sie uns stellt." Gäste willkommen.

Bern: Schweiz. Damen-Automobilklub, Sektion Bern, 13. und 14. Mai 1937: Delegiertenversammlung des Zentralverbandes in Biel und Bern. — Besuch bei General Motors.

Basel: Akademikerinnen-Vereinigung, 7. Mai, 20.15 Uhr, in der Frauen-Union, Pflugg. 2. Versammlung mit Vortrag von Frl. Dr. rer. pol. A. Schwarz: Die heutige Wirtschaftslage.

Basel: Ortsgruppe Basel der Weltaktion für den Frieden (R. U. P.) 12. Mai, 20 Uhr, im großen Saal des Zool. Gartens: Kundgebung für den Frieden. — Es sprechen: Prof. Bovet (Lausanne): „In welchem Geist kämpfen wir?", Elis. Studer-v. Gonmoëns (Winterthur): Die Verantwortung der Frau für den Frieden. Dr. W. Schohaus (Kreuzlingen): Probleme der Friedenserziehung.

Radiovorträge:

9. Mai, 11.25: Zum Muttertag (Arth. Welti).
10. Mai, 16 Uhr: Eine seltsame Unterweisung. (Kleines Hörbild, den jungen Müttern gewidmet, von Karl Bürger.)
12. Mai, 16. Uhr: „Soll ich ein Patronat übernehmen?" Zwiegespräch auf einem Fürsorgeamt. (Von M. Böschenstein, Fürsprecherin, Bern.)
18 Uhr: Jugendstunde von Rens Gardi: Vier Buben lehren ein Mädchen kochen. (Leckerbissen am romantischen Lagerfeuer.)
13. Mai, 18 Uhr: Küchenkalender.
14. Mai, 16 Uhr: Ein Ruf ins Schweizerhaus. Vortrag von Ruth H. Kellenberger.
15. Mai, 18 Uhr: Die Mutter am Krankenbett: Symptome der Kinderkrankheiten (Dr. med. A. Leemann).

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 26 Telephon 32.203

Feuilleton Anna Herzog-Huber Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608

Wochenchronik Helene David St Gallen

P 307 Q

P 317 Z

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen.
P 4949 T

LUZERN
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern.
P 115 Lz

FRIGOMATIC

der Kühlschrank für das Schweizer-Heim
von der
Autofrigor A.G. Zürich
Ausstellung: Pelikanstr. 3

Suisse française
Huémoz près Chesières
(1050 m)
Situation splendide. Climat excellent. Mlle. Pügli reçoit des jeunes filles pour séjour prolongé ou vacances. Etude de français. Meilleurs soins. Références. (P 59 3L

Kinderheim Paradiesli Kirchlindach bei Bern
erteilt P 1174 Y
3monatliche Kindergarten-Kurse
Prospekte verlangen.

Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware
Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

P 123 Z